...schlagen sein und nie flott werden.
Ein weibliches Herz soll sein wie ein gutes Bild, die Zeit soll seine etwas grellen Farben mildern und immer weicher und gefälliger machen; und wiederum soll es nicht sein wie ein gutes Bild, es soll nicht jeden, der es ansieht, wieder anzusehen scheinen.
Das weibliche Herz soll sein wie eine Schwalbe, so häuslich und heimisch; und wiederum nicht wie eine Schwalbe, es soll uns nicht entfliehen, wenn der Herbst naht, und nicht in den Winterschlaf geraten.
Das weibliche Herz soll sein wie die heilige Schrift, so voll vom Worte Gottes und so einfach und so ewig milde; und es soll wiederum nicht sein wie die heilige Schrift, es soll nicht in so viel Zungen existieren.
Das weibliche Herz soll sein wie eine Auster: es soll sich nur einmal aufschließen, um den Tau der Liebe in sich aufzunehmen, und ihn als kostbare Perle all sein Leben lang in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie die Auster, es soll keine so harte Schale haben.
Ein weibliches Herz soll sein wie ein Springbrunnen, der frische Strahl des Gefühles soll aus seinem Innern emporschießen und in tausend Teilchen zerstäuben, alles rings erfrischen und erquicken; und es soll wiederum nicht sein wie ein Springbrunnen, die Empfindung, die es ausströmt, soll nicht wässerig sein und soll nicht immer zu sich selber zurückkehren.
Ein weibliches Herz soll sein wie eine Rose, es soll bezaubern und erfreuen; und wiederum nicht wie eine Rose, es soll nicht stechen und verwunden.
Ein weibliches Herz soll sein wie eine Aeolsharfe, die, angehaucht vom weichen Odem der Empfindung, ertönt in leisen, lieblichen, heiligen und ahnungsreichen, schmelzend erklingenden Akkorden; und wiederum soll es nicht sein wie eine Aolsharfe, nicht jeder Windbeutel soll ihm einen harmonischen Ton abgewinnen.
Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kalender, es soll alle Himmelszeichen in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie ein Kalender, es soll nicht so viele Namenstage zu feiern haben.
Und so gibt es noch eine Menge Variationen über das weibliche Herz, und ich könnte die freundliche Damenwelt mit diesen Herzensergießungen über das weibliche Herz noch länger belästigen, doch auch ich habe ein gefühlvolles Herz, welches allen Damen entgegenschlägt, und darum will ich es nicht tun und bin überzeugt, sie werden mir dank wissen.
Daher kurz: ein weibliches Herz soll sein wie ein wahrer Humorist. Wenn es einen Gegenstand erfaßt hat, soll es davon gar nicht weichen können; und wiederum soll es nicht sein wie ein wahrer Humorist, der sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er seinen Gegenstand plötzlich verläßt und — abbricht!

Das Moor

Skizze von Karl Meller.

Im Moorhaus.

Draußen stößt und pfeift der Wind. Schaurig dröhnt das Knarren der schlecht geschlossenen Fensterladen und wild flackernd knistert das Feuer auf der einfachen Brandstelle. Der alte Barthel sitzt davor und minutenlang stiert er weitaufgerissenen Auges in die Glut. Zu seinen Füßen liegen einige Torfklötze u. neben ihm auf dem Tische ein altes, abgenutztes Messer und ein Stück Brot. Eine Leiter steht einsam am Ende des Raumes und führt hinauf zur Lucke, auf den Dachboden, von woher das Prasseln und Wüten des Sturmes schauerlich heruntertönt. Ab und zu klatschen einige schwere Regentropfen gegen die mit Stroh und Pappe abgedichteten Scheiben. —

Wieder setzt der Sturm auf das heftigste ein. Ein dumpfer Fall. Der Barthel schreckt zusammen. — Was war das? Man hört nichts mehr, nur hohl pfeift der Sturm in einem fort. —

Ein losgelöster Ziegel war auf den Boden geschleudert worden. Der Barthel lacht wild auf. Ein schrecklich Lachen, das ihn fast erstickt. Er lauscht nun wieder ängstlich. Seine Züge weiten sich, die Augen stieren in unbestimmte Ferne. — Heut, heut ist ja der Tag! —

Heute vor einem Jahr war es. Auch damals pfiff der Wind, der Sturm wie jetzt, ein Ziegel fiel vom Dach und polternd auf den Boden. — Der Barthel, mürrisch war hart und ungerecht zu seinem Sohne, zu seinem einzigen, der noch am Leben. Dieser gab ein unbedachtsam Widerwort und der Vater, dem leicht die Zornesader schwoll, schlug und züchtigte ihn bis er zuletzt in sinnloser Wut ihn hinaus in die Nacht ins Ungewisse stieß. Heute vor einem Jahr. —

Der Sohn ist nie mehr wiedergekommen. Tags darauf hat man sein Halstuch gefunden, drüben am Bruch bei den Erlen, wo das Wasser so schwarz und finster glucksend gierig in die Tiefe schluchzt. —

Der Barthel hat sich erhoben. Der struppige Bart steht wild. Noch immer hört er das Poltern des Ziegels. Ein gurgelnder Laut dringt ihm aus der Kehle. Er stürzt zur Tür, drückt die lockere Klinke nieder und steht draußen in der Nacht. Pechschwarz gezackte Wolken jagen dahin. Der Sturm droht ihn fast umzuwerfen. Er merkt nichts von alledem. — Da zuckt ein Blitz und fährt nicht allzufern in das Moor hinein. Der Donner rollt und der Barthel greift zur Türe zurück. Sie ist schon zugeschlagen und er lehnt ermattet dagegen und horcht. —

Vom Grunde herüber, vom Bruch da tönt es wie Klingen, wie Wehgeschrei. Unmöglich, er greift sich zum Haupte und horcht. —

Es ist alles still außer dem Heulen des Sturmes, und doch durch den Wind ganz leise, dann wieder stärker hohl tönt es herüber. Barthel hält den Atem an. Das Herz glaubt er im Munde schlagend. Da wieder hört er's. — Barthel, du kennst das Moor und seine Tücke. Er kennt es von Kind an und doch —

Die Arme hat er wie tastend vorwärts gestreckt. Einige Schritte tappt er voran und steht wieder. Und lauter glaubt er das Klagen zu hören und weiter, immer weiter eilt er vom Wege ab.

Im Moor, im schwarzen Gewässer ein Kampf und danach Stille Totenstille. —

Der Sturm hat nachgelassen. Nur ein feiner Regen rieselt in endlosen Fäden hernieder und dichter Dunst und Nebel liegen noch tagelang über den öden Gefilden.

Den Barthel hat niemand mehr wiedergesehen. Nur seine Hütte steht mitten im Moor. Zerfallen, einsam, verlassen. — Schaurig, denn ich glaube, zur Nacht hausen böse Moorgeister darin.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 32: Bezierbild.



Wo bleibt mein Junge mit dem Frühstück?

Nr. 62: Scherzfragen.

1. Welche Ideen entspringen nie dem Kopfe?
2. Bei welcher Teilung wird nichts geteilt?
3. Wie lange bleiben drei Haferkörner liegen, die man mitten auf die Straße legt?
4. Was ist in jeder Erbse doppelt enthalten?

Auflösungen aus Nr. 16 und 17

Nr. 27. Bilderrätsel: Je giftiger der Pilz, je schöner die Kappe.
Nr. 28. Rätsel: Tiger — Tier.
Nr. 29. Besuchskarten-Rätsel: Damenschneiderin.
Nr. 30. Buchstaben-Kreuz-Rätsel: Biel, Leib, lieb, Blei.
Nr. 31. Vexierbild: Man wende das Bild auf die linke Seite. Die Gestalt des Knaben suche man im Geäst des Baumes.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher GmbH. Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung

Nr. 18 | Sonntag, den 3. Mai | Jahrgang 1925

Ihr einzig Kind.

Lautlos flattern Eulen um die Zinnen,
Durch die hohen Tannen streicht der Wind.
Aengstlich bei des Lämpchens trübem Schimmer
Wacht ein Weib und betet für ihr Kind.

„Mutter, hörst Du wohl das leise Rauschen,
Siehst Du, wie ein Schatten niederschwebt?"
Tief erschreckt voll Angst und banger Sorge
Steht das arme Weib und lauscht und ... bebt.

Wieder hört man leis' das dumpfe Rauschen,
Als der Nachtwind durch die Bäume bricht.
Mit der ganzen Furcht der Kinderseele
Wendet schnell der Knabe sein Gesicht.

Finster steigt der Todesengel nieder,
Der den Kleinen in die Arme nimmt,
Kämpfet graufam mit dem Mutterherzen,
Das verzweifelt schreit „Mein einzig' Kind!"

Mathilde Schmidt-Köln.

In Monte Carlo.

Erzählung von P. Brockmann.

(Nachdruck verboten.)

Im Garten des Kur-Etablissements von Monte Carlo unter einem prächtigen Orangebaum, saß an einem zierlichen Marmortisch ein junger, vornehm gekleideter Herr. Langsam zog er den Duft der balsamischen Luft ein und drehte sich gemütlich eine Zigarette. Kurt Wildegg, so hieß der Betreffende, mochte jetzt Mitte der Zwanziger alt sein. Er hatte in Straßburg studiert und vor einiger Zeit seinen Doktor gemacht. Wildegg dachte nun daran, sich als Arzt zu etablieren. Von seiner in ärmlichen Verhältnissen lebenden Mutter konnte er keine Unterstützung erwarten, und so war er überaus glücklich, als ihm eine Tante, die in Nizza als Rentiere lebte, in Aussicht stellte, ihm eine größere Summe zur Verfügung zu geben. Wildegg reiste nach Nizza. Die gute Tante war von ihrem Neffen entzückt und gab ihm unter der Bedingung, sich sofort zu etablieren, und baldmöglichst eine Frau zu nehmen, 10 000 Franken. Tausend Küsse drückte er auf die zitternden Hände der alten Dame, als er von ihr Abschied nahm, und sie wünschte ihm alles Gute. Da er nun einmal in dieser herrlichen Gegend war, so beschloß er, sich auch Monako und Monte Carlo anzusehen. So finden wir ihn denn in der obigen Situation. Wildegg drehte etwas nervös an seinem Schnurrbart. Hatte er doch auch schon der Spielbank seinen Tribut gezollt. Am Vormittag hatte er gespielt und eine unbedeutende Summe verloren. Dieses ärgerte ihn! Warum war er überhaupt hieher gekommen? dachte er — warum war er nicht sofort nach Straßburg zurückgekehrt, wo ihn seine gute Mutter und eine zärtliche, jugendliche Braut sehnsüchtig erwarteten?

Wie er so in Gedanken versunken dasaß, ging eine Dame an ihm vorbei. Er blickte die Vorübergehende an und bemerkte, daß sie ihm einen Blick zuwarf, welcher auf ein gewisses Interesse schließen ließ.

Die Dame verschwand in den Spielsälen. Es war eine imponierende Erscheinung gewesen. Nicht mehr jung, vielleicht am Ausgang der dreißiger Jahre stehend, hatte doch der Ausdruck des Gesichts noch deutliche Spuren einstiger Schönheit zu zeigen vermocht. Die schneeweißen Haare der Dame ließen auf vergangene, sorgenvolle Zeiten und Ereignisse schließen, welche sie überstanden haben mußte. Die Kleidung hatte aus einer seegrünen Atlasrobe bestanden, einfach, nicht überladen, aber geschmackvoll.

Kurt Wildegg konnte nicht umhin, der immerhin interessanten Erscheinung nachzublicken. Dann rief er einen der Diener heran, der die Dame sehr ergebenst gegrüßt hatte, und frug, ob ihm die Dame bekannt sei. Der Diener war sehr redselig. Bald hatte Wildegg erfahren, daß die Betreffende eine russische Fürstin sei, die in jedem Jahr einige Wochen in der Umgegend eine der schönsten Villen mit Begleitung und großer Dienerschaft bewohne. Von ihrem Reichtum könne man sich schwerlich einen Begriff machen. Sie besäße die ausgedehntesten Silberbergwerke im Kaukasus usw. Sie sei Witwe und habe im russisch-türkischen Krieg ihren einzigen Sohn und Erben verloren. Seit dem Tode desselben reise sie unstät durch die Welt. Eine große Passion besäße sie für das Spiel und man könne sie täglich einige Stunden in den Spielsälen sehen.

Wildegg sah nach der Uhr. Es war fünf Uhr nachmittags. Er stand auf, gab dem Diener ein Geldstück und ging in die Spielsäle. Die Tische waren sämtlich gut besetzt. Wildegg trat an den Tisch, an welchem Trente et Quarante gespielt wurde. Mißmutig setzte er einige Fünffrankstücke — und verlor. Jetzt betrat er einen anderen Saal. An einem stark umlagerten Tisch sah er die russische Fürstin sitzen. Er drängte sich durch die Reihen der Spieler, um womöglich an den Tisch heran zu kommen. Endlich gelang es ihm. Die Fürstin hatte auf einem der hocheleganten Sessel Platz genommen, welche nur in einer einzigen Reihe um die Tische stehen und meistens von bevorzugten Spielern benützt werden. Vor ihr lagen kleine Haufen Goldstücke und einige Päckchen Banknoten Sie spielte — rouge et noir.

Wildegg befand sich an der anderen Seite des Tisches, ihr schräg gegenüber und beobachtete einige Augenblicke ihr Spiel. Sie schien stark im Gewinnen zu sein. Sie setzte nicht unter 300 Franken und strich unausgesetzt die Gewinne ein. Jetzt hatte sie Wildegg gesehen. Beider Blicke begegneten sich einen Augenblick. Die Fürstin schien plötzlich sehr ernst geworden zu sein. Sie nahm ein Riechfläschchen, benetzte ein feines Batisttüchlein und führte es an die Stirn.

Wildegg setzte nun 10 Franken auf rot. Schwarz gewann. Jetzt setzte er 20 Franken auf schwarz. Rot gewann. Seltsam, die Fürstin setzte stets das Gegenteil von dem, was Wildegg setzte und sie gewann. Setzte er 100 Franken auf schwarz, so tat sie dasselbe mit 1000 Franken auf rot und gewann. Wildegg mußte sehen, wie diese Dame unausgesetzt das schöne Geld einstrich, indessen seine Banknoten immer schneller davonflogen. Eine große Erregung bemächtigte sich seiner. Zwei Stunden schon dauerte dieses Spiel und bereits hatte er 8000 Franken verloren! Aber er verließ den Tisch nicht. Verschiedene Mitspieler warfen ihm Blicke des Bedauerns zu. Einige auch warteten stets ab, bis Wildegg gesetzt hatte, dann setzten sie das Entgegengesetzte und gewannen. Ein kleiner Herr, der neben Wildegg stand, flüsterte ihm zu: „Mein Herr, hören Sie auf zu spielen, Sie haben heute kein Glück!" Wildegg hörte nicht die warnende Stimme. Eine Angst, eine schreckliche Angst stieg in ihm auf. Einen einzigen 1000 Fr.-Schein besaß er noch. Wenn er nun alles verlor? Wenn er nun ohne Geld in seine Heimat zurückkehren mußte! Was würde aus seiner Existenz! Wie würde seine Braut sich grämen! Konnte er je seiner Tante wieder unter die Augen treten. Nein, er mußte gewinnen! Der Spielbankgehilfe wechselte den letzten Tausendfrankenschein. Er setzte 200 Franken auf rot, — schwarz gewann. Die Fürstin zog einige blaue Scheine ein.

Nochmals setzte er 500 Franken auf rot — wieder scholl die heisere Stimme des Spielbankgehilfen: Rot verliert, schwarz gewinnt.

Wildegg zitterte. Er nahm noch zwei Hundertfrankenscheine und setzte auf schwarz.

Es wirbelte vor seinen Augen — da klang die Stimme des Spielbankgehilfen: Rotgewinnt — schwarz verliert!" — Einen Augenblick stand der unglückliche Spieler noch an seinem Platz, dann nahm er den letzten 100 Fr.-Schein, steckte ihn

zusammengekniffen in die Westentasche, und drängte sich durch die Menschen, die in mehreren Reihen hinter ihm standen.

Er taumelte hinaus. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Auch die Fürstin hatte sich erhoben und den Saal verlassen.

Eine balsamische Luft umgab ihn. Es war neun Uhr. Ein wundervoller Abend hatte sich auf die Fluren herabgesenkt. In allen Anlagen begegnete er heiteren Menschen, die sich in der köstlichen Luft vergnügten. Die Klänge der Kurkapelle schollen an sein Ohr. Er wandte sich ab. Allein sein, nur allein sein. Das war jetzt sein einziger Wunsch.

Langsam wandelte er zwischen herrlich blühenden Orangen und Granatbäumen auf einem einsamen Wege, der nach einigen ganz versteckt liegenden Lauben führte.

Er nahm Platz auf einer Bank. Der Mond war inzwischen aufgegangen. Seine milden Strahlen fielen auch in die von grünen Gebüschen umgebene Laube. Aber sie spendeten dem Aermsten, der darinnen saß, keinen Trost. „Ich bin ein Elender!“ rief Wildegg, mit der geballten Faust auf die Marmorplatte des vor ihm stehenden Tisches schlagend. „Ich bin verloren, verloren!“

Er stützte sein Haupt in die Hände und schluchzte. Da erschien im Hintergrund der Laube eine Gestalt. Sie mußte durch eine dort befindliche Tür eingetreten sein. Es war die Gestalt einer Dame, ganz und gar in Schwarz gehüllt und verschleiert.

Regungslos verharrte sie in der Dunkelheit. „Und was soll nun aus mir, aus meinen Zukunftsplänen werden? sprach Wildegg vor sich hin. „Und meine süße Emilie, was wird sie von mir denken, wenn ich zurückkehre, und sage, Emilie, ich bin ein Spieler, ich habe dein, mein, unser aller Glück verscherzt und verspielt?! — Nein, es ist besser so — ich mache ein Ende!“ Wildegg zog einen Revolver hervor und legte ihn auf den Tisch. Dann legte er seinen Kopf auf die kalte Marmorplatte und betete.

Jetzt nahte sich leise, ganz unhörbar die schwarze Gestalt. Mit einem kühnen Griff nahm sie den Revolver vom Tisch und verschwand in der Dunkelheit. Nach zwei Minuten erschien sie wieder und legte behutsam die Waffe an ihren Platz zurück. Wildegg ergriff den Revolver, — schloß die Augen, setzte die Waffe an die Schläfe und drückte ab.

„Knipp!“ machte der Hahn — aber kein Schuß erfolgte. Wildegg drückte wieder. „Knipp! knipp!“ tönte es, — aber auch jetzt erfolgte keine Detonation. Es war klar, der Revolver war — entladen. Wildegg sprang auf, warf den Revolver auf die Tischplatte, daß es krachte. Im selben Augenblick erschien im Eingang der Laube, hell vom Monde bestrahlt — die schwarze Gestalt.

„Guten Abend, mein Herr!“ sagte in liebenswürdigstem Tone die Fremde. „Pardon! Habe ich Sie gestört, mein Herr?“

Wildegg war keiner Antwort fähig. Er taumelte auf die Bank zurück, die Sprecherin anstarrend.

„O, mein Herr, Sie wollten sich erschießen!“

„Madame!“ keuchte Wildegg.

„Aber ‚mein Herr, ich habe den Revolver — entladen!“

„Sie — Madame?“

„Das finden Sie komisch, mein Herr — ich begreife! Vielleicht wird Ihnen meine Handlung verständlicher, wenn Sie mich erkannt haben.“

Die Sprecherin schlug ihren Schleier zurück, und vor dem ganz fassungslosen Wildegg stand in imponierender Haltung die russische Fürstin.

„Sie erkennen mich nun, mein Herr, nicht wehr? Sie wollten sich das Leben nehmen, weil Sie im Spiel verloren haben. Das ist nicht schön von Ihnen und gegen meinen Willen.“

„Madame! — gegen Ihren Willen?“

„Gegen meinen Willen, so sagte ich, mein Herr. Sie sind zu jung, um zu sterben. Sie haben eine Braut, nicht wahr?“

„Sie wissen — gnädige Frau?“ —

„Ja; ich habe vorhin gehört, wie Sie den Namen Emilie nannten. Ich bin nicht indiskret, mein Herr, aber die Genannte ist Ihre Braut, nicht wahr?“

„Ja!“

„Und Sie, mein Herr, wollten von ihr gehen, ohne ein Lebewohl! Sie wollten diese Aermste Ihren Leichtsinn büßen lassen! Oh, mein Herr, das ist nicht schön.“ —

„Gnädige Frau, mein Unglück —“

„Pardon, mein Herr! Reden Sie nicht mehr von Unglück! Sie haben Glück, viel Glück. Das können Sie mir glauben! Ich will, daß Sie Glück haben —“

Der Maienkönigin.

Mystische Rose,
Aus Davids Stamme
So hold erblüht!
Du Makellose,
Du heil'ge Flamme
Vom hohen Lied!

Dir jauchzt entgegen
Das blühende All
In sel'ger Lust.
O süßes Regen,
O Wonneschall
In meiner Brust!

Des Himmels schönste
Zier von Anbeginn
Neigt sich herbei.
Die Kirche krönet
Ihre Königin
Huldvoll im Mai.

Auch ich begrüße
Voll heil'ger Minne
Dich, Gottesmaid.
Leg' Dir zu Füßen
Wirken und Sinnen
Zur Dienstbarkeit.

Will still verglühen
Vor Deinen Blicken
Wie Maienzier.
Nach treuem Mühen
Woll'st mich entrücken
Maria, zu Dir.

Auf daß ich schaue
In Gottes Garten
Dich, Königin;
Und unter blauen
Engelsstandarten
Dir ewig sing'.

Augilia.

„Sie wollen —?“

„Ich will, mein Herr! Also nun hören Sie mich! Wir sind hier ohne Zeugen. Zunächst geben Sie mir Ihr Ehrenwort, alles, was ich von Ihnen verlange, unbedingt sofort zu tun.“

„Gnädige Frau —“

„Sie sollen mir ihr Ehrenwort geben, ich will es.“ — Ungeduldig stampfte die Russin mit dem Fuße.

„Nun, — Sie haben es — Madame“. —

„Also hören Sie. Ich hatte einen Sohn, ein liebes, gutes Kind, der im Kriege fiel. — Sie, mein Herr, haben einige Aehnlichkeit mit ihm. — Dies ist der eine Grund, der mir Anlaß gibt, Ihnen mein Interesse zu widmen.“

Wildegg verbeugte sich.

„Sie mein Herr werden noch heute abend mit dem Schnellzug Monte Carlo verlassen. Sie erlauben, daß ich Sie nach der Höhe Ihres Verlustes frage.“

Wildegg schwieg. —

„Nun! reden Sie, ich will wissen wie viel Sie verloren haben!

„Gnädige Frau — ich kann doch nicht glauben, daß —“

„Allons, mon cher! Also wie hoch ist Ihr Verlust!? Reden Sie, machen Sie keine Umstände.“

„Nun, — 10 000 Franken.“ —

„So? Eh bien, hier mein Herr ersetze ich Ihnen diese Summe! Es hat mir ein Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu spielen.“

Die Fürstin legte ein Päckchen Banknoten auf den Tisch.

„Sie werden um 11 Uhr von hier fortreisen. Sie werden in einigen Tagen in Ihrer Heimat sein. Ihre Braut wird Sie empfangen. Sie werden sie küssen, umarmen, und nun, mein Herr, haben Sie nicht Glück — viel Glück?“

Die Fürstin lachte. Sie fuhr mit der feinen weißen Hand über die Haare und die großen Brillanten in ihren Ringen leuchteten und funkelten im Mondscheine.

Wildegg stand einen Augenblick wie erstarrt. Wie konnte er einen so schnellen Wechsel seiner Verhältnisse fassen. Vor einer Viertelstunde am Rande des Grabes stehend, hatte ihn die Großmut dieser Frau mit einem Schlage wieder auf die sonnigen Höhen menschlichen Glückes gebracht!

Er ergriff die Hand der Fürstin und hauchte einen Kuß der Dankbarkeit auf die zarten Finger.

„Gnädige Frau, wie kann ich eine solche Gnade, ein solches Glück annehmen?“

„Ich will, daß Sie noch mehr annehmen, mein Herr. Hören Sie nun den zweiten Grund, der mich veranlaßt, Ihnen zu helfen. Vor vielen Jahren habe ich einen Menschen getötet — in der Notwehr! — Er war ein Schurke! — aber es war immer ein Mensch! — Seinen Tod und meine Tat habe ich nie bedauert, mein Herr — aber seit dem Tode dieses Mannes habe ich nicht mehr die richtige Ruhe! Begreifen Sie mich!? — Heute aber bin ich mit dem Schicksal quitt. — Ich habe einem andern Menschen, Ihnen, mein Herr, das Leben gerettet, und nun bin ich frei, der Alp drückt mich nicht mehr, ich fühle, daß ich mit dem Schicksal ausgesöhnt bin! Und darum, mein Herr, nehmen Sie meinen Dank!“ — Die Fürstin ergriff Wildeggs Hand und drückte sie kräftig. „Und nun, mein Herr, leben Sie wohl, reisen Sie glücklich, und spielen Sie nie wieder Hazard! Sie haben Glück in der Liebe, aber nicht im Spiel!“ Mit diesen Worten entzog Sie sich dem Dank des überglücklichen Wildegg und verschwand mit leichten Schritten hinter einem Rosengebüsch.

Es ist 10 Minuten vor 11 Uhr. Auf dem Bahnhof des Kur- und Spielplatzes herrscht reges Leben. Der Zug nach Nizza steht bereit. Eben steigt Kurt Wildegg in ein Abteil, als ein Diener auf ihn zutritt und höflichst den Hut lüftend ihm ein versiegeltes Billett überreicht.

Der Zug fährt ab. Wildegg öffnet das Kuvert und es fallen zwei Papiere heraus. Er nimmt mit zitternder Hand das Eine und liest:

Geehrter Herr!

Sie glauben, daß Sie am Spieltisch verloren haben. Dem ist nicht so, denn ich habe für Sie mitgespielt. Sie haben vielleicht nicht beobachtet, daß ich im Spielen stets entgegen setzte. So habe ich heute 30 000 Fr. gewonnen, denn ich mußte notwendig stets gewinnen, wenn Sie verloren.

Empfangen Sie anbei die restlichen 20 000 Franken da ich Ihnen bereits 10 000 Franken einhändigte. Gute Reise und viel Glück!

Princesse L. S. Franzikieff.

Das zweite Papier bestand aus einer Anweisung auf die Bank von Frankreich über 20 000 Franken, zahlbar an den Inhaber.

Die Stadträte von Saragossa.

Heitere Erzählung von Anton Schella.

Nachdruck verboten.

Daß ein armer Schlucker, bei dem das Geld so rar ist wie im Winter frische Zwetschen, keine Handschuhe anzieht, oder höchstens bei den allerwichtigsten Feierlichkeiten, wie Kindtaufe oder, wenn er auf Gericht muß, in Glaces einherstolziert, die dann noch dazu manches Luftloch aufweisen, ist gewiß nichts Außerordentliches. Daß aber König Alfons 13. von Spanien ein ausgesprochener Feind von Handschuhen ist und selbst bei seinen Galaempfängen in Madrid und den Besuchen der Städte seines Landes sich nicht dazu bequemen kann, seine Finger in solch „lederne Hüllen“ zu bergen, ist sicher sonderbar; ein komischer Sport wahrlich, wie mir dünkt. Und der Grund hierfür? Was weiß ich? Vielleicht sind dem hohem Herrn Handschuhe zu heiß oder er hat seine Freude daran, wenn eine freche Fliege sich auf seinen königlichen Finger summend niederläßt. Ich kann's nicht sagen. Aber: „Jedes Tierchen hat eben sein Pläsierchen.“

Von diesem Pläsierchen des Königs der Spanier wissen bei uns gewiß viele nichts; ist auch keine Schande. Wußten es ja nicht einmal die hohen Bürger von Saragossa, bis ihnen die Gepflogenheit od. vielmehr „Ungepflogenheit“ ihres Landesvaters einen gar bösen, blamagevollen Streich spielte, und das ging also her:

Königs Alfons hatte seine Herrschaft noch nicht lange angetreten und bereiste kurz nach seiner Krönung die Provinzstädte seines Landes. Eines Tages kommt er auch nach Saragossa. Feierlich wie seinn Einzug ist auch sein Auszug, und unter Trommelschlag und Trompetenklang kommt er gerade zu seiner Abreise am Bahnhof an. Begleitet von befrackten und bezylinderten Stadtvätern tritt er ins amtliche Empfangszimmer. Nachdem das Stadtoberhaupt noch im Schweiße seines Angesichts nicht sein Brot gegessen, sondern seine Rede vom Stapel gelassen hat, schreitet der junge König durch den Salon, während sein Blick die Wand hinschweift. Mit einem Male bleibt er stehen und läßt seinen Blick fest auf einem Bild haften.

Die Ratsherren, die wie eine Herde hinten dreinmarschieren, schmunzeln behaglich lächelnd einander zu, denn das Bild, das des Königs Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, ist sein eigenes Bild. Sie glauben natürlich, der junge König könne vor Bewunderung sein Auge nicht mehr von dem „fürtrefflich“ gelungenen Bild abwenden. Schon spitzen sie die Ohren, wie ein Pferd, wenn es den Hafer riecht und in den hinteren Reihen haben einige bereits ihren Mund sperrangelweit aufgerissen, um ja gleich nach den Lobsprüchen, die da kommen werden, schnappen zu können.

Aber auweh! Jetzt gewahren sie, wie der König den Kopf ein über das andere Mal schüttelt; wie im Kommando wechseln die Herren Räte ihre Farbe, absonderlich wird der Herr Bürgermeister blaß wie eine Mauer. Haben die Herren kein gutes Gewissen? Es scheint.

„Nach welchem Bild ist dies Porträt gefertigt?“ wendet sich der König an die Räte.

„Nach einer Photographie von Ihrer königlichen Majestät.“

„Das ist unmöglich. Kann nicht sein.“

„Aber Majestät ...“

„Nichts aber; es ist unmöglich, daß diesem Bild eine Photographie von mir zur Vorlage diente Denn sehen Sie, meine Herren Räte, König Alfons trägt nie Handschuhe. Wie kommt es also, daß hier auf diesem Bild meine Hände Handschuhe bedecken? Herr Bürgermeister, lösen Sie das Rätsel, doch diesmal ohne Lüge, daß ich Sie nicht zum zweitenL Mal ertappe!“

Wie zitterndes Espenlaub schlottern die Knie der Räte hin und her und ihre Häupter sind geknickt auf die Brust gesunken.

„Verzeihung, königliche Majestät,“ kommt es jetzt angstbeklommen aus des Bürgermeisters Kehle, deren Ton Furcht und Beben fast ersticken läßt, „Verzeihung — wir haben Ihre Majestät — belogen. — Ihr hoher Vater hatte eines Tages eine Reihe von Oelgemälden herstellen lassen und sie dann — den städtischen Behörden überwiesen. — Als er dann die Augen schloß — und nach Jahren Ihre Majestät — den Thron bestiegen, da kamen die Stadtväter von Saragossa zur — Beratung zusammen und — kamen zur Ueberzeugung, daß das Porträt Alfons 12., Ihres Vaters, der aktuellen Bedeutung — entbehre und man doch ein Porträt Ihrer Majestät hier im Empfangssalon benötige.“ —

Unwillkürlich muß der arme Sünder in seiner Beichte innehalten; denn er vermag es nicht mehr zu verschnaufen, zumal jetzt das Wichtigste von allem kommt.

„Sparsam,“ schnauft er stotternd weiter, „sparsam, wie — der Rat — von Saragossa ist, — haben wir, — das Bild Ihres — Vaters — genommen — und davon — den Kooopf — ab — ge — kratzt und —“

Ohnmächtig sinkt er einem hinter ihm stehenden Rat in die Arme. Der König aber weiß genug und muß wider Willen lachen, trotz der sauren Gesichter der Räte, die ihn tiefgebeugt umstehen.

„Wirklich sparsame Patrioten dies,“ spricht er zu seinem Adjutanten, „setzen einfach aufs Bild meines Vaters meinen Kopf und vergessen, daß ich gegen die Gewohnheit meines Vaters keine Handschuhe trage.“

Stumm wie die Fische steht die Korona der Räte da. Der Bürgermeister zeigt inzwischen wieder Leben und blickt wie ein scheues Reh zum König auf.

„Ich will,“ spricht ihn in ruhigem Ton der Herrscher an, „Eure Sparsamkeit nicht tadeln. Doch Eure Lüge verdient Strafe und diese sei, daß Ihr dem gemalten König die weißen Glaces nicht ausziehen dürft, wenn auch das lebende Urbild sich nie dazu bekehren wird, solche „Fingerhosen“ anzuziehen.“

Mit einem letzten Abschiedsgruß verläßt der König alsdann den Salon und wenige Minuten später dampft der Hofzug aus dem Bahnhof. Bis über die Ohren rot vor Scham und Schande, kehren die Herren Räte nach Hause zurück und verfluchen die weißen Glaces, die sie so in Verlegenheit gebracht und so schändlich verraten haben.

Das weibliche Herz.

Plauderei von Eduard J. Richter.

Das weibliche Herz! Welche Fülle von Empfindungen: Liebe, Entsagung, Glut, Ergebung, Stolz, Ruhe und Haß bergen diese drei kleinen Worte! Wer kann, wer wird je das weibliche Herz mit seinen Tiefen, seinen Geheimnissen ergründen? Ich glaube, dieser glückliche oder nach Umständen auch unglückliche Sterbliche ist noch nicht geboren.

Ich selbst kann nichts sagen, als wie ein weibliches Herz sein soll, und wie es zugleich nicht sein soll; die Frauen allein haben ja den Talisman in sich, der es zu allem machen kann.

Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kirchhof, es soll von allen, die darin wohnen, nichts als Liebes und Gutes sagen; und wiederum soll es nicht sein wie ein Kirchhof, es soll nicht sogleich Gras wachsen lassen über die Teuren, die es einschließt.

Ein weibliches Herz soll sein wie eine Glocke, die Freuden und Leiden seiner Mitmenschen sollen darin gefühlvoll widerklingen; und es soll wiederum nicht sein wie eine Glocke, es soll nicht von jedem kleinen Riß, den das Schicksal hineinreißt, verstimmt und unklar werden.

Das weibliche Herz soll sein wie ein Schiff, wenn der Sturm des Lebens am stärksten tobt, soll es auf der hochgehenden Welle emporgetragen werden zum Himmel; und